

Zeitschrift: Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte
= Annuaire de la Société Suisse de Préhistoire et d'Archéologie =
Annuario della Società Svizzera di Preistoria e d'Archeologia

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte

Band: 83 (2000)

Buchbesprechung: Anzeigen und Rezensionen = Avis et révisions = Avvisi e
recensioni

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Anzeigen und Rezensionen – Avis et recensions – Avvisi e recensioni

W. Haio Zimmermann, *Pfosten, Ständer und Schwelle und der Übergang vom Pfosten- zum Ständerbau – Eine Studie zu Innovation und Beharrung im Hausbau. Zu Konstruktion und Haltbarkeit prähistorischer Holzbauten von den Nord- und Ostseeländern bis zu den Alpen.*

In: Probleme der Küstenforschung im südlichen Nordseegebiet 25. Hrsg. v. Niedersächsischen Institut für historische Küstenforschung, Wilhelmshaven, Oldenburg 1998, 9–241, 122 Abb.

Seit der «Entdeckung» des Pfostenlochs und insbesondere seit der Anwendung moderner archäologischer Methoden, die in vermehrtem Umfang Reste von Holzbauten zu Tage fördern, stehen die Konstruktionsweisen der Holzhäuser im Interesse der Forscher/innen.

Im 25. Band der Reihe «Probleme der Küstenforschung im südlichen Nordseegebiet» untersucht W. Haio Zimmermann das Problem «Pfostenbau – Ständerbau» so ausführlich, dass dieser Beitrag alleine den Band hätte füllen können. Es folgen jedoch noch drei Beiträge zur Archäobotanik: Dusanka Kucan «Zur Ernährungsgeschichte des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit in Oldenburg anhand der botanischen Untersuchungen der Altstadtgrabungen», Karl-Ernst Behre «Urgeschichtliche Kulturpflanzenfunde aus den nordwestdeutschen Geestgebieten» und Norbert Kühl «Pollenanalytische Untersuchungen zur Vegetations- und Siedlungsgeschichte in einem Kesselmoor bei Drangstedt, Ldkrs. Cuxhaven». Im Folgenden beschränken wir uns auf die Besprechung des hauskundlichen Beitrages.

Zimmermann behandelt das Thema «Pfostenbau und Ständerbau» in gleichsam enzyklopädischer Art: zunächst bespricht er die Funktion des Hauses im Allgemeinen, die Forderungen an ein Haus sowie die Faktoren, die den Hausbau bestimmen (gewünschte Funktion, technische Voraussetzungen und Möglichkeiten, Baugrund, Umweltfaktoren, soziale Verhältnisse, Traditionen, Vorstellungswelt, regionale Ausprägungen, Zeitstufe). Dabei kann er feststellen, «... dass die Hausgrundrisse zwar regionale Unterschiede zeigen, eine Abhängigkeit von demjenigen Stamm, dem sie auf Grund ihrer geographischen Lage zugeschrieben werden müssen, aber kaum feststellbar ist.» Regionale Charakteristika rezenter Hauslandschaften sind in der Regel eine Entwicklung der letzten Jahrhunderte, was keinen Rückschluss auf prähistorische Zeiten ermöglicht. Als Erbauer der Häuser werden in der Regel die in der Landwirtschaft tätigen Personen angesehen, die jedoch als Zimmerleute spezialisiert waren.

Ausführlich geht Zimmermann auf die Terminologie ein und gibt eine Definition für die von ihm behandelten Begriffe: «Wir schlagen vor, dass unter Pfostenbau erdfeste Konstruktionsformen verstanden werden und auf der Oberfläche aufsetzende Hausgerüste, also in der Hauptsache Konstruktionen auf Ständersteinen bzw. Ständerstickungen oder auf Schwellen (in diesem Fall auch eingetieften), als Ständerbau bezeichnet werden.» In einer Tabelle werden Fachbegriffe im Holzbau in verschiedenen Sprachen vorgestellt. Dabei erscheinen die Ausdrücke im Japanischen sehr exotisch; in unserem Kulturraum wären dabei auch die lateinischen Begriffe von Interesse gewesen. Es folgen weiter Erörterungen zu den Begriffsfeldern Pfosten- und Stän-

derbau, wobei auf deren Lebensdauer, auf spezielle Techniken, auf bauvorbereitende Massnahmen und auf die Wandkonstruktionen eingegangen wird.

Das Kapitel «Der Übergang vom Pfosten- zum Ständerbau» spielt eine zentrale Rolle. Sind schon seit dem Neolithikum einzelne Ständerbauten zu beobachten, finden sie erst seit dem 11. Jh. n. Chr. verstärkte Verbreitung und setzen sich dann bis zum 14. Jh. gegenüber den Pfostenbauten durch. Die Tradition, Pfostenbauten zu erstellen, bricht jedoch nicht vollständig ab. Diese Entwicklung wird durch zahlreiche Befunde belegt, wobei die Beispielsammlung vom Neolithikum bis in die Neuzeit reicht und annähernd den gesamten europäischen Kontinent und darüber hinaus auch aussereuropäische Befunde umfasst, soweit sie im europäischen Kontext zu sehen sind. Die Fülle der referierten Befunde macht es jedoch schwer, bestimmte Informationen zu finden. Eine Zusammenstellung in tabellarischer Form wäre sicherlich besser lesbar gewesen.

In den folgenden Kapiteln geht Zimmermann der Frage nach, weshalb und in welchem Umfang der Übergang erfolgt. Abgesehen von der längeren Lebensdauer von Ständerbauten scheint die bessere Transportmöglichkeit der Häuser ein wichtiger Faktor für deren Einführung gewesen zu sein.

In zwei Kapiteln werden Holzbauten in der Vorstellungswelt und im Volksglauben behandelt. Sowohl in der Literatur als auch insbesondere in der Bildenden Kunst werden für die Darstellung der Topoi «Urhütte», «Stall von Bethlehem» oder «Einsiedelei eines Eremiten» Holzbauten verwendet, wie man sie sich als «ursprünglich» vorstellte. Im Volksglauben fanden Bauopfer ihren materiellen Niederschlag, wogegen magische Handlungen beim Hausbau durch die mündliche oder schriftliche Überlieferung erfasst werden können.

Schliesslich wird der Übergang vom Pfosten- zum Ständerbau in Japan betrachtet, wo, wenn auch zeitlich verschoben, eine vergleichbare Entwicklung wie in Europa festgestellt werden kann. Somit scheint die Entwicklung, so wie sie hierzulande stattgefunden hat, einem allgemein üblichen Schema für die Einführung von technischen Neuerungen zu entsprechen.

Da der Autor beruflich an der Nordseeküste tätig ist, richtet er seinen Blick in starkem Masse nach Norden. Dennoch wird auch die Schweizer Literatur zum Thema ausführlich berücksichtigt. Wenn dabei einige geografisch-politische Angaben (Zuordnungen von Fundortgemeinden zu den entsprechenden Kantonen) durcheinander geraten sind, ist dies zu übersehen, die bronzezeitliche Siedlung auf dem Padnal bei Savognin GR ist jedoch nicht «... in nächster Nachbarschaft zu den bronzezeitlichen Seeufersiedlungen ...» zu sehen.

Es ist das Verdienst des Autors, eine umfangreiche diachronische und grosse Teile Europas berücksichtigende Quellsammlung zum Thema Holzbau vorgelegt und bearbeitet zu haben. Dabei hat der Archäologe Zimmermann sein eigentliches Fachgebiet vielfach verlassen und auch Quellen anderer Wissenschaften (Philologie, Kunstgeschichte, Volkskunde) untersucht und damit wieder einmal eindrücklich aufgezeigt, dass die archäologische Forschung auf interdisziplinäres Arbeiten nicht verzichten kann, will sie kulturgeschichtliche Aussagen treffen.

Michael Schmaedecke

Philippe Della Casa (ed.) *Prehistoric alpine environment, society, and economy*. Papers of the international colloquium PAESE'97 in Zurich. Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie 55. Aus der Abteilung Ur- und Frühgeschichte Zürich. Bonn 1999. 308 S., zahlr. Abb.

Dass das Kolloquium ausgerechnet in Zürich stattgefunden hat, liegt an der langen Tradition, die die alpine Archäologie dort bereits hat. So mindestens äussert sich Ph. Della Casa. Einen zweiten Grund erschliesst man leicht aus der Literaturliste zur Einleitung (S. VII): Das Thema deckt sich weitgehend mit dem Projekt des Herausgebers, in dem dieser den Wechselbeziehungen zwischen Umwelt, Ressourcen und menschlicher Siedlungs- und Wirtschaftsaktivität nachgeht. Dass die Beiträge eines Kolloquiums in gedruckter Form vorliegen, ist in aller Regel positiv; die inzwischen verstrichene Zeit – knapp zwei Jahre – ist durchaus akzeptabel.

In seiner Einleitung führt Ph. Della Casa in einem eigentlichen Tour d'horizon durch den Band: In kürzester Form umreist er die Kernelemente der Referate bzw. Artikel – ein sehr benutzerfreundlicher Einstieg (wobei indes in einem Fall eine Korrektur anzubringen ist: Die von St. Jacomet vorgelegten Resultate zu bronzezeitlichen Makrorestenserien aus dem Kanton Graubünden wurden bereits in SPM III publiziert, dort sogar detaillierter als in PAESE; die Ergebnisse zu eisenzeitlichen Resten erschienen nahezu zeitgleich zum anzuzeigenden Band in SPM IV).

Der Band ist in drei Hauptabschnitte gegliedert, deren erster (15 Beiträge à 10–20 Seiten) mit «Space and Settlement», der zweite (5 Beiträge à 8–10 Seiten) mit «Palaeoecology» und der dritte (9 Beiträge à zumeist 6 Seiten) betitelt ist. Die einzelnen Artikel sind von deutlich unterschiedlicher Art: Bei manchen handelt es sich gewissermassen um «PAESE im Regionalmassstab», der Stand der Integration von Forschungsergebnissen ist jenem des in Umrissen erkennbaren Projektes von Ph. Della Casa ebenbürtig (Beispiele: Curdy et al., *Le peuplement du Mésolithique à la fin de l'âge du Fer dans les Alpes de Suisse occidentale*; Lippert, *Die urzeitliche Siedlungsentwicklung im Pongau [Salzburg, Österreich] seit dem Neolithikum*; Jacomet, *Ackerbau und Sammelwirtschaft während der Bronze- und Eisenzeit...*). Besonders bemerkenswert ist bezüglich Neolithikum das Nebeneinander von exogenen Kolonisationsprozessen und Akkulturationsphänomenen – oder sollte es sich lediglich um das Nebeneinander von Erklärungsmodellen handeln, mithin die Fortsetzung einer Diskussion, die bereits in SPM II anklingt?

Daneben stehen Beiträge, die neues Material und neue Grabungsergebnisse präsentieren; natürlich handelt es sich dabei um vorläufige, noch nicht integrierte Ergebnisse (Beispiele: De Marinis et al., *La sequenza stratigrafica dell'abitato palafittico del Lavagnone*; Schmid-Sikimić, *Wartau-Ochsenberg [SG] – ein alpiner Brandopferplatz*). Sie liefern zusätzliche Elemente, die unentbehrliche Basis für die Weiterarbeit; da und dort finden sich Perlen darunter, im Fall des Artikels De Marinis et al. zu Lavagnone sogar wörtlich zu nehmen (frühbronzezeitliche Fayenceperle).

Der Band endet mit einem Beitrag von Jon Mathieu, der anhand der Bevölkerungsentwicklung in der Zeit seit 1200 n. Chr. aufzeigt, dass allzu lineare Modelle die Entwicklung nicht erklären vermögen: Die Verdreifachung der alpinen Bevölkerung im Zeitraum zwischen 1500 und 1900 ist kaum vereinbar mit der Tatsache, dass es sich unverändert um eine weitestgehend agrarische Gesellschaft handelte. Zudem weist er darauf hin, dass «Anpassung» eine Bezeichnung für ein sehr facettenreiches Phänomen ist: kleine Gruppen passen sich mit anderen Mechanismen an als grosse.

Red.

Die Pfahlbauten 1999: Nasse Füsse beim Jahrhunderthochwasser. Aber den Kopf voller neuer Ideen für 2000. Plattform. Zeitschrift des Vereins für Pfahlbau und Heimatkunde e.V. Unteruhldingen, Ausgabe 7/8, 1998/99. Unteruhldingen 1999. 178 S., zahlr. Abb.

Das reich bebilderte und damit attraktive Heft umfasst 27 Beiträge zu unterschiedlichen Themenkreisen. Wer ein Fachorgan erwartet, wird nicht enttäuscht. Die Mehrzahl der Artikel ist den traditionellen Forschungsberichten zuzuordnen. Grabungen und Prospektionen, schwergewichtig natürlich im Bodenseeraum, darüber hinaus an Schweizer Seen, im Federseegebiet sowie an einzelnen anderen Stellen, bilden den Hauptthrust der Artikel. Mit viel Gewinn liest man sodann einen Aufsatz zu Siedlungsformen in Ostsibirien, wo das Volk der Nivchi im Sommer in relativ kleinen, abgehobenen Häusern in Uferlager, im Winter in wesentlich grösseren Bauten im Hinterland wohnte.

Museum und Forschungsgeschichte finden sich im vorderen Teil des Bandes. Beinahe etwas versteckt wirkt ein Aufsatz von M. Baumhauer, in dem die Ergebnisse einer Besucherumfrage im Pfahlbaumuseum vorgelegt sind – eine hochinteressante Untersuchung zur Zusammensetzung des Publikums, zur Frage, über welche Kanäle die Besuchenden auf das Pfahlbaumuseum aufmerksam wurden, zu den Erwartungen und zum Grad der Befriedigung. Aufschlussreich ist die Bemerkung (S. 95), «...», dass der Besucher des Pfahlbaumuseums kein klassischer Museumsbesucher ist. Er hat weniger Interesse an der Archäologie und betrachtet die Pfahlbauten eher als Erlebnisort mit hohem Freizeitwert, an dem ihm historische Sachverhalte ganzheitlich und verständlich vermittelt werden.» Offenkundig ist es dem Pfahlbaumuseum gelungen, genau diese Vermittlung von Resultaten attraktiv und packend darzustellen – was ja doch eines der Ziele unserer Bemühungen sein sollte; denn sich mit knochentrockenen, sich selbst genügenden Berichten ausschliesslich an einen geschlossenen Kreis «Eingeweihter» zu wenden, kann nicht Forschungszweck sein. Zudem wäre es à la longue sehr schädlich für die Akzeptanz unseres Fachs. Wir sind also gut beraten, das bestehende Publikumsinteresse ernst zu nehmen und zu zeigen, was wir tun (sehr oft mit Steuergeldern) und *warum* das so spannend ist. Genau das ist den Herausgebern mit dem vorliegenden Heft in guten Teilen gelungen.

Red.

Stéphane Marion et Gertrude Blancquaert (éd.), Les installations agricoles de l'âge du Fer en France septentrionale. Études d'Histoire et d'Archéologie 6. Editions Rue d'Ulm/Presses de l'École normale supérieure, Paris 2000. 528 p., nombreuses illustrations.

En 26 contributions (sans compter l'introduction ni la conclusion), 47 auteurs, issus du CNRS, de l'université, des services régionaux de l'archéologie, mais en majorité de l'AFAN (Association pour les fouilles archéologiques nationales: ce qui est significatif pour le sujet traité), présentent les résultats des recherches les plus récentes (liées en effet pour la plupart aux fouilles préventives sur les tracés autoroutiers) consacrées au monde rural durant l'âge du Fer dans le nord de la France, avec quelques incursions en Grande-Bretagne. Cet imposant ouvrage recueille les actes d'un colloque organisé en novembre 1997, dans le cadre d'un Programme collectif de recherche (PCR) initié en 1994. Nous nous bornerons à citer ou paraphraser Stéphane Marion dans son introduction, pour donner la tonalité des débats visant une «archéologie agraire totale», un objectif justifié par «le poids économique de l'agriculture à la base des développements sociaux de l'âge du Fer» (p. 11). Avec, pour la fin

de La Tène (2^e-1^{er} s. av. J.-C.) un enchaînement de phénomènes qui entraînent une profonde mutation de la société liée à une croissance démographique, une exploitation des campagnes sous la pression d'une demande accrue en produits alimentaires, le développement de l'artisanat en vue de fournir des outils adaptés, performants, en un mot spécialisés, l'intensification des échanges...

Le colloque de 1997 s'inscrivait dans le prolongement d'un premier colloque, tenu à Paris également en 1993, publiée dans la même collection: *Olivier Buchsenschutz et Patrice Méniel (éd.), Les installations agricoles de l'âge du Fer en Ile-de-France. Études d'histoire et d'archéologie 4*, 1994. Comme le rappelait Olivier Buchsenschutz dans l'introduction à ce premier colloque, après l'accent porté sur l'archéologie urbaine et les «villes» dans les années 1980, la fin du 20^e s. est marquée par la prise en compte du monde rural: les recherches poursuivies dans le cadre du PCR en question en sont l'éclatante illustration. (D'autres colloques et publications ont abordé le thème de la campagne au cours de la décennie écoulée; on en trouvera les références dans l'abondante bibliographie des deux ouvrages cités.)

Il est à cet égard significatif de suivre l'évolution du concept de «ferme indigène», terme d'attente appliqué à des structures vues d'avion dès les années 1970, qui grâce aux fouilles présentent aujourd'hui une grande diversité d'établissement ruraux, d'exploitations agricoles, en majorité inscrits dans un enclos à la fin de l'âge du Fer. Les actes du colloque publié en 2000 livrent aussi bien des réflexions larges, abordant des questions d'ordre méthodologique («Qu'est-ce qu'une ferme?») se demande François Malrain dans la première contribution, tout en évoquant les stratégies d'intervention, de documentation et d'analyse conduisant aux résultats), que des cas d'espèce. Nous ne pouvons évidemment pas rendre compte de chaque contribution, où l'on passe de la vue d'avion aux implantations de sondages, on évalue les enseignements de la répartition spatiale du mobilier archéologique, verticale (à l'intérieur des fossés, des silos) mais surtout horizontale, les processus dépositionnels, et où une multitude de sites sont présentés, chacun avec ses particularités de conservation ou de contraintes liées à la fouille.

Il est évident que les études au plan régional, voire micro-régional, sont extrêmement riches en enseignements sur l'organisation des terroirs (des cités?), sur les modes d'implantation des différents établissements agricoles dont les règles que l'on peut en inférer permettent de déduire une uniformité dans les comportements, grâce à la collaboration incontournable de la paléobotanique et de l'archéozoologie, de la géographie du paysage et de l'ethnologie. Le phénomène du stockage et de son évolution est abordé (silo enterré, grenier surélevé, céramique...), comme le travail du sel à la fin de La Tène, ou encore l'existence d'ateliers au cœur des habitations; l'étude des «petits objets» eux-mêmes (les *Kleinfunde* ou l'*Instrumentum*) et leur classement en catégories typologiques et fonctionnelles, malgré leur rareté, annonce comme les sujets précédents un renouveau dans les thèmes de recherche. La présence d'inhumations dans certains silos traduit une gestion de la mort, complexe, au début comme à la fin de La Tène, que l'on commence à entrevoir, en Grande-Bretagne également, (en Suisse à la Gasfabrik à Bâle). L'architecture, les plans de bâtiments constituent traditionnellement un morceau de choix dans ce type d'études: des synthèses sont tentées, notamment en Haute et en Basse Normandie, suivies d'un bilan fort utile des recherches les plus récentes effectuées en Grande-Bretagne. C'est dire si les actes de ce colloque doivent figurer dans chaque bibliothèque qui aborde l'archéologie de l'âge du Fer.

On mesure toutefois, en présence de cette masse de données purement archéologiques, livrées souvent «brutes de fouille», à quel point les réflexions à partir des aspects les plus variés de

ces résultats doivent être poursuivies, de manière à déboucher sur des considérations historiques; rares en effet parmi les différents communications de ce colloque sont celles qui «osent» dépasser le constat archéologique pour raisonner en termes de géographie historique, de peuples celtiques, pour «se frotter» aux données et aux sources nouvelles issues des *villae*, *vici* gallo-romains, qui contribuent sans aucun doute à préciser notre connaissance de l'organisation des civitates dans la Gaule des derniers siècles avant notre ère.

Une remarque quelque peu amère pour terminer, teintée de jalousie avouons-le... si l'on essaie de transposer la situation de nord de la France au Plateau suisse: il est bien clair que notre sous-sol, conditionné par les phénomènes sédimentaires post-glaciaires, n'est en aucun cas comparable au substrat de nos voisins qui offre une «lisibilité» du ciel que nous ne pouvons qu'envier; en plus, les campagnes du Plateau suisse montrent une densité d'occupation, de remaniements successifs et d'extensions villageoises sans commune mesure, qui se traduit par une lecture compliquée du terrain lors des investigations. De grandes fouilles de sauvetage ont toutefois récemment été conduites le long des tracés autoroutiers, linéaires comme en France; mais à quelques cas près (que l'on peut compter sur les doigts de la main..., voir SPM IV, Bâle 1999) où sont les fermes isolées, les *privata aedificia* et les *vici* (environ 400 après César) de nos Helvètes?

Malgré les difficultés inhérentes aux conditions du terrain, nous restons persuadés que l'on pourrait aussi, en Suisse, aborder les questions débattues dans le colloque dont nous rendons compte sur les installations agricoles de l'âge du Fer en France septentrionale, mais à conditions d'avoir une volonté de recherche liée à des objectifs scientifiques dépassant les cadres administratifs des sauvetages, aussi bien réalisés soient-ils. (Ces questions, et notre inquiétude, ont été abordées en 1998 à Bâle dans le colloque du GPS – Groupe de travail pour les recherches préhistoriques en Suisse: *30 ans de Grands travaux. Quel bilan pour la préhistoire suisse?* Lausanne 1998).

L'équivalent d'un PCR (programme collectif de recherche) est-il concevable en Suisse? Il nécessite de transcender l'étroit cantonalisme qui préside actuellement aux interventions et qui pourrait s'avérer, à brève échéance, stérilisant au plan scientifique...

Gilbert Kaenel

Rüdiger Rothkegel: Der römische Gutshof von Laufenburg. Mit einem Beitrag von G.L. White. Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg 43. Stuttgart 1994. 263 S., 46 Abb., 45 Tab., 134 Taf.

Der 1929 entdeckte Gutshof von Laufenburg liegt rund 350 m nördlich des Hochrheins, wo das Tal durch Jura und Schwarzwald eingeengt wird. Der 2. Weltkrieg hatte die 1936 begonnenen Ausgrabungen gestoppt. Anlässlich der Restaurierung der Ruinen 1970 fand eine nicht sehr ergiebige Nachuntersuchung statt. Die vorliegende Arbeit stellt eine 1988 abgeschlossene, leicht überarbeitete Dissertation dar; die später erschienene Literatur ist nur im Einzelfall eingearbeitet. Der Autor muss sich mit den Unzulänglichkeiten einer Altgrabung herumschlagen.

Nach einer Einleitung (Kap. I) zu Lage und Forschungsgeschichte legt der Autor in Kap. II die Baubefunde vor. Die Ausgrabungen haben Reste eines rund 33×44 m grossen Hauptgebäudes einer Villa rustica freigelegt, die im Vergleich zu schweizerischen Villen der mittleren Kategorie zuzuordnen wäre. Ausserhalb der Hauptanlage wurden nur wenige Befunde erfasst. Die Phasengliederung (Abb. 37) nimmt der Autor anhand der Maueranschlüsse vor.

Periode I (ab 20/30 n. Chr.): Kernbau (Räume 2–4), ca. 100 m², in den Hang eingetieft, Aussenwände gegen den Hang als Mauern errichtet (Norden/Osten), übrige Wände in Holzfachwerk mit Lehmverputz, Drainage entlang der Wände, später Einbau einer Innenwand.

Periode II (ab 100): Holzfachwerkwände durch Mauern ersetzt, im Süden Anbau von Raum 1, 46 m², kellerartig eingetieft, Drainage, reich ausgemalt (Beil. 3), über eine Rampe von Norden zu betreten, im Osten Anbau von Raum M, mindestens 376 m² (Ausdehnung nach Osten?), vollständig oder nur teilweise überdacht oder offener Hof (Drainage!).

Periode III (2. Jh.): grosse Umbauten: Einbau einer Hypokaustanlage in Raum 1, Badetrakt im Südosten evtl. schon zu Beginn dieser Bauphase erbaut (S. 59f.) in Zusammenhang mit der Begradigung der Südfront (S. 38), damit Bau der Eingangshalle H, Portikus(?), von Süden über Stufe zu betreten, rückwärtig mit nischenartiger Kammer (a), diese später vergrössert (a–b) und beidseits mit zwei weiteren Kammern (c–d) versehen, Eingangshalle und mittlerer Raum mit Mosaiken ausgestattet.

Periode IV (ab frühem 3. Jh.): Neugestaltung der Westseite, Ausrichtung neu nach Westen (vorher Süden), Zugang noch immer von Süden über eine Rampe: Anbau einer Portikus mit Mosaiken und Säulen und zweier flankierender Eckrisaliten mit Wandmalereien.

Periode V (früheres 3. Jh.): Einsturz des südlichen Risaliten, Anbau des gangartigen Raums N entlang der alten nördlichen Aussenwand, vermutlich Einbau des Raums J mit Kernhypokaust in die Nordwestecke des grossen Raums M.

Nicht einzuordnen: gangartig abgetrennter Raum L entlang der östlichen Aussenwand, Kammer K an die Nordwand des grossen Raums M, vielleicht Lararium (Funde!).

Nach Ansicht des Autors fiel der Kernbau noch vor 100 n. Chr. einem Feuer zum Opfer (S. 56f.), wogegen indes die anscheinend in der Brandschicht gefundene Reliefschüssel des Cibisus spricht (S. 23; Beil. 1,1 c; Taf. 7,150). Rez. schlägt deshalb folgendes Szenario vor: Der Kernbau fiel erst Ende 2./Anfang 3. Jh. mit dem Westteil der Anlage (Periode III) einem Feuer zum Opfer, was zum Einsturz des Daches führte (Beil. 1,1 d). Damit fände die tiefgreifende Neugestaltung der Westfront (Periode IV) im frühen 3. Jh. eine Erklärung, ebenso die Bauschuttschichten (Beil. 1,1 e,f), nämlich als Auffüllung für den Neubau der Westfront – der Autor interpretiert sie als Zerstörungsschichten des Südrisaliten. Damit wäre auch das offen gelassene Problem der «zu hoch» gelegenen Estrichböden in Raum N gelöst (S. 51f.): Die tiefer als die Böden gelegenen Schuttschichten (Beil. 1,6 i–l) – vom Autor als Zerstörungsschichten der Periode V interpretiert – wären als Planien (mit Beil. 1,6 e–h) für die Neugestaltung der Westfront (Periode IV) zu deuten, die später von der Nordwand von Raum N (Mauer 30) durchschlagen worden wären, wobei deren spätere Ausbruchgrube (Beil. 1,6 k) den Schichtenzusammenhang gestört hätte.

Die in Kap. III gattungsweise vorgestellten Fundstücke sind nicht stratifiziert, weshalb sie sich nur typologisch zeitlich einordnen lassen. Die datierbaren Fundgattungen – Gefässkeramik, Glas, Münzen – belegen, dass der Gutshof in früh-tiberischer Zeit angelegt und bis ins mittlere 4. Jh. bewohnt war.

Von der Fundbearbeitung sei hier einzig auf jene der Gefässkeramik eingegangen (Kap. IIIA). Einleitend legt der Autor Vorgehen und Definition der Keramikgattungen dar. Allerdings ordnet er in die Kategorie «Küchengeschirr» Gefässe ein, die Rez. lieber beim Tafelgeschirr gesehen hätte: vor allem die Teller und Schüsseln mit Überzug (Taf. 37,538–Taf. 39,550; Taf. 43,588–Taf. 53,669) sowie die grautonigen Becher und feinen Töpfe (Taf. 55,683–Taf. 56,700). So wäre nämlich zu sehen, dass die im 2. und 3. Jh. seltener werdenden Sigillateller und -schüs-

seln durch regional gefertigte Teller und Schüsseln mit Überzug ersetzt werden, und dass die in dieser Zeit aufkommenden Glanztonbecher ihre Vorläufer in den Nigrabechern des 1. Jh. haben. Auch die Einordnung aller Krüge (Taf. 84,85), vor allem der kleinen, einhenkligen Exemplare und jener mit Überzug, in die Kategorie «Vorratsgefässe» wäre zu diskutieren.

Das Keramikgut entspricht ganz und gar der aus der Nordwestschweiz bekannten Fazies – die vielen guten Parallelen zu Augst und Laufen-Müschhag sprechen für sich. Zu Fundbeständen südlich des Jura hätten sich deutliche Unterschiede herausarbeiten lassen. Typisch sind der geringe Anteil an helvetischer TS-Imitation des 1. Jh., insbesondere der Schüsseln Drack 20/21, die grautonigen Schüsseln mit eingebogenem, verdicktem Rand (Taf. 41,42) und vor allem die sowohl gedrehten wie handgeformten Kochtöpfe mit gerilltem Horizontalrand (Taf. 56,701–705; 70). Für die grosse, sehr homogene Gruppe mehrheitlich grautoniger Kochtöpfe mit nach aussen gebogenem Rand mit Hängelippe (Taf. 58,59) nimmt der Autor mit Recht eine gutshofeigene Produktion an (Typ «Laufenburg»), wogegen die Herleitung aus dem sog. Militärkochtopf der 11. Legion von Vindonissa, der stets helltonig ist und einen abgesetzten Hals aufweist, nicht nachzuvollziehen ist.

In Kapitel IV wird der Gutshof von Laufenburg in die römische Geschichte des Hochrheingebiets eingebunden. Zum ersten Mal ist eine zivile Besiedlung des nördlichen Rheinufers ab tiberischer Zeit nachgewiesen. Die Grenze war damals demnach nicht der Fluss, sondern der Schwarzwald. Eine Zerstörung durch die Alemanneneinfälle im späteren 3. Jh. ist auch hier nicht zu belegen.

Die wirtschaftliche Blüte des 1. Jh. bringt der Autor mit einer Einbindung des Gutshofes in die Truppenversorgung des Legionslagers Vindonissa in Zusammenhang – er schliesst sogar eine «legioneigene» Stellung nicht aus. Der von ihm als Bruch aufgefasste Wandel im 2. Jh. – umfassender Ausbau des Hauptgebäudes, Abwendung von importiertem Tafelgeschirr zu lokal geprägtem – bringt er mit einem Wechsel des Besitzes in die Hand Einheimischer in Zusammenhang. Damit verbindet er die einzigartige Inschrift des Mosaiks im Raum a/b (Periode III), gestiftet von Priscus zu Ehren der Sanceii, denen dieser vielleicht als Verwalter (custos), später, zum Zeitpunkt des Mosaiks als Pächter (cliens) gedient hat. Zu dieser «Änderung der ethnischen Struktur der Bevölkerung» möchte Rez. folgendes zu bedenken geben: Zum einen stellt der Rückgang des Sigillatimports und das Aufkommen lokaler (regionaler?) Keramikgattungen im 2. Jh. ein allgemeines Phänomen dar. Überdies handelt es sich bei den neuen Gefässen nicht um lokal geprägte, sondern um lokal gefertigte Ware, die mit Ausnahme der Glanztonbecher formal durch und durch mediterran geprägt sind. Zum anderen ist das Verhältnis zu Vindonissa zu überdenken – angesichts der vielen Bezüge im Keramikgut zu Augst fragt sich Rez., ob der Gutshof von Laufenburg nicht zum Territorium der Koloniestadt zu rechnen wäre. Letztlich finden sich in Vindonissa nur wenige wirklich stichhaltige Parallelen zur Laufener Keramik (Taf. 27,394.395; 37,538.539.542; 49,632; 85,945.946), die alle erst die 11. Legion des letzten Viertels des 1. Jh. betreffen. Militaria fehlen gänzlich (S. 152). Als einziges Argument für eine überdurchschnittlich starke Beziehung zu Vindonissa bleiben die gestempelten Ziegel. Da wir aber nicht wissen, von welchen Bauten sie stammen und überdies ein Ziegeldach für das einfache Gebäude des 1. Jh. (Periode I) nicht zwingend vorauszusetzen ist, scheint die Wahrscheinlichkeit grösser zu sein, dass die Ziegel erst im 2. oder sogar 3. Jh. verbaut worden sind.

Die von Rez. zu bedenken gegebenen Szenarien dürfen nicht als grundsätzliche Kritik am Autor verstanden werden, sondern

als grosses Kompliment für eine Arbeit, die Befunde und Funde einer problematischen Altgrabung so vorlegt, dass ein Durchspielen verschiedener Erklärungsmodelle überhaupt möglich ist, weiter für all die mutigen Interpretationsvorschläge, die letztlich unsere Gedanken anregen, vielleicht bis zum Widerspruch; doch nur so kommen wir weiter. Last but not least sei auf die knappe, klare Sprache hingewiesen, die das Lesen zu einem Vergnügen macht.

Caty Schucany

J.M. Blázquez Martínez und J. Remesal Rodríguez (Hrsg.), *Estudios sobre el Monte Testaccio (Roma) I*. Barcelona 1999. 558 S., 168 Abb., 70 Tab.

Der rund 50 m hohe Monte Testaccio in Rom liegt unmittelbar beim antiken Tiber-Hafen und besteht, wie sein Name besagt, zu 99% aus Scherben platzsparend zerschlagener Amphoren, den Einwegbehältern für Lebensmitteltransporte der Antike. Seit den grundlegenden Forschungen von Heinrich Dressel für den CIL XV, 2 (1899) ist klar, dass der allergrösste Teil dieser Amphoren aus der südspanischen Provinz Baetica, genauer aus dem Tal des Guadalquivir (Baetis) und seiner Nebenflüsse stammte und Olivenöl enthielt (Form Dressel 20). Heinrich Dressel verdanken wir nicht nur eine erste Klassifikation der Amphoren, sondern auch die Systematik, die den recht häufigen Stempeln zu Grunde liegt und erste Erkenntnisse zu den Pinselaufschriften auf diesen Amphoren. Die Pinselaufschriften können seit dem ausgehenden 1. Jh. einen konsuldatierten Kontrollvermerk *d* enthalten, und eine weitere Zeile *b* nennt den oder die Grosskaufleute bzw. ihre Agenten.

Durch kleine Sondagen am Monte Testaccio, durch Kartieren der datierten Pinselaufschriften und der damit vergesellschafteten Stempel war es bereits H. Dressel gelungen, das Wachstum des Scherbenhügels mit einem bis zur Mitte des 2. Jh. 50 m hohen ersten Teil und danach an der Westflanke bis zur Mitte des 3. Jh. aufgeschütteten zweiten Teil in grossen Zügen nachzuvollziehen.

Der Monte Testaccio ist damit nicht nur ein wirtschaftsgeschichtliches Archiv ersten Ranges, sondern auch ein sozusagen exterritoriales Archiv spanischer Geschichte. Die moderne Erforschung des Testaccio begann denn auch mit dem in Rom lebenden spanischen Archäologen E. Rodríguez Almeida, der eine Zusammenfassung seiner Untersuchungen – ohne Ausgrabungen vorzunehmen – 1984 publizierte (II Monte Testaccio. Rom 1984). Seit 1989 werden unter der Leitung von J.M. Blázquez (em. Universität Complutense Madrid) und J. Remesal (Universität Barcelona) in einem Projekt des spanischen Kulturministeriums, an dem insbesondere die Universitäten Barcelona und Rom beteiligt sind, zuoberst auf dem Scherbenberg Forschungsgrabungen durchgeführt. Als Grabungsort wählte man eine Nahtstelle zwischen dem ersten und dem zweiten Hügel (ein Vorbericht und Bericht der Grabungen 1989: J.M. Blázquez, J. Remesal, E. Rodríguez, *Excavaciones arqueológicas en el Monte Testaccio*. Madrid 1994; dort auch genauere Angaben zur Grabungsstelle).

Der vorliegende Band behandelt Funde der Grabungen 1990 und 1989 und stellt erneut einige generelle Fragen zur Struktur des Monte Testaccio. Insgesamt wurden 1990 auf einer Fläche von 4 m² und in einer Tiefe von 3 m (–2.3 bis –5.0 m, anschliessend an die Grabung 1989) 12 m³ des Testaccio in Abstichen von 20–30 cm ausgegraben und dabei knapp 11 Tonnen Amphorenscherben geborgen – ein Alptraum, der gewichtsmässig allerdings «nur» gerade den Scherben von etwa 350 südspanischen Amphoren Dressel 20 zu 30 kg entspricht. Für die Bearbeitung berücksichtigt wurden die Fragmente mit epigraphischen Angaben (Stempel; Pinselaufschriften) sowie Randstücke (Mindestindividuenzahl MIZ 194!). Datiert wird durch

die Vergesellschaftung mit konsuldatierten Pinselaufschriften und (z.T. extern datierten) Stempeln.

Da in den nächsten Jahren mit weiteren Publikationen über die geschilderten Grabungen zu rechnen ist, sei hier auf diese neuen, wichtigen Forschungen aufmerksam gemacht. Einige Punkte sind herauszustellen, wobei für einmal nicht die in der Forschung schon öfters diskutierte epigraphischen Elemente zur Debatte stehen sollen, sondern die anderen Beiträge. Gerade für die weitere Interpretation der Pinselaufschriften *d* mit Kontrollsignatur der Ölabfüllung braucht es eine erweiterte Materialbasis, um präziser interpretierbare Reihen zu bilden, und viele Fragen um Stempel und Fabrikationsorte sind nur mit Grabungen im Produktionsgebiet selbst zu lösen (Beiträge von J. Remesal Rodríguez, J. Casulleras Calvo, G. Garcia Brosa, M. Garcia Morcillo, R. Rovira Guardiola, A. Aguilera Martin).

1. Eine erneute Analyse (bereits Rodríguez Almeida 1984) der Arbeiten H. Dressels am Monte Testaccio, mit nützlichen Indices der Tituli picti und Stempel im CIL XV, 2 (P. Berni, S. 205–273). – Zur Aufschüttungstechnik ist zu bemerken, dass allein grössere Grabungen am Hang des Testaccio genaueren Aufschluss geben könnten.
2. Eine überzeugende gravimetrische Berechnung des Scherbenberges: Aufgrund der Masse, der Materialgewichte und -dichte aus den neuen Grabungen werden knapp 25 Millionen Dressel 20 (für über 173 Millionen Liter Olivenöl) erschlossen (M. di Filippo, O. Grubessi, L. Marelli, S. 445–452), gegenüber bisherigen Berechnungen mit rund 53 Millionen Dressel 20 (Rodríguez Almeida 1984, 119).
3. Typologie mit Hilfe multivariabler Diskriminanzanalysen: Für den Einsatz statistischer Methoden ist das Material, wenn man sich allein auf einige Masse der 321 Ränder (Kampagnen 1989/1990) und Durchmesser abstützt, zu klein, auch wenn die Serien von Augst zugezogen werden (A. Aguilera Martin; S. 345–364). – Interessant ist die Fragestellung von S. Morretta, die anhand des wahrscheinlich chronologisch recht eng datierten Materials von 1990 nicht nur typologischen Unterschieden, sondern eventuell töpfer- oder gar töpferspezifischen Eigenheiten nachgehen will. Wiederum ist das Material zu gering: Die MIZ nach Randstücken beträgt 194, jedoch in nur 35 Fällen sind Ränder mit Stempel zu verbinden, und nur 27 der 35 Stempel sind im Produktionsgebiet lokalisiert (S. 275–344; alle Abbildungsverweise um eine Zahl reduzieren). Derartige Fragen wären in den Produktionszentren selbst anzugehen.
4. 94% aller Amphoren, die den Monte Testaccio bilden, gehören der Form Dressel 20 an. V. Revilla befasst sich mit den nächsthäufigen nordafrikanischen Amphoren (etwa 5%), die aus dem heutigen Tunesien (Africana I und verwandte ältere Formen) sowie, insbesondere in Horizonten des 3. Jh., aus Tripolitanien stammen und ebenfalls Olivenöl enthielten (S. 75–90); C. Carreras stellt die wenigen anderen Formen vor, unter denen hier nur kretische Weinamphoren erwähnt seien. Da Tonbeschreibungen fehlen, ist die Bestimmung der Behälter fig. 91 als Lusitania 2 nicht nachzuvollziehen.
5. Archäometrische Untersuchungen (Beiträge von O. Grubessi, F. Burragato, L. Conti, N. Genova, S. Meloni, M. Oddone). Es wurde auch experimentiert, z.B. mit Thermolumineszenzdatierungen. Einmal mehr zeigte sich ausserdem, dass das Verfahren mit Neutronen-Aktivierung kein wirksames archäometrisches Instrument ist.

Mineralogisch-petrographische und chemische Untersuchungen an südspanischen Dressel 20 (an 18 gestempelten Henkeln vom Testaccio und an 56 aus sechs Produktionszentren sowie 11 Referenzproben aus vier Produktionsorten) erlauben erste Materialgruppierungen. Ein Vergleich mit den mittels ähn-

licher Verfahren analysierten Stempelserien von Dressel 20 aus Produktions- und Konsumationsorten in S. Martin-Kilcher, S. Schubach, W.B. Stern, J. Ballié, *JbSGUF* 68, 1985, 173–204 wäre nützlich gewesen. – Einige Analysen afrikanischer Amphoren bestätigten die typologische und makroskopische Unterteilung der Archäologen.

Es bleibt zu wünschen, dass die künftigen Berichte die Verbindung von Amphorenform und Epigraphie verbessern: Stempelnummer und Stempelzeichnung zum Profil und vice versa, unter genauer Angabe, wo sich der Stempel befindet. «Einhenkliche» Amphorenzeichnungen sind störend, wenn doch die Wandung ebenfalls zeichnerisch ergänzt wird. Statt langer Masslisten wären knappe, makroskopische Charakterisierungen von Tongruppen wünschenswert. Was die Grabungen am Monte Testaccio selbst betrifft, so könnten breite re Schnitte am Hügelhang und Hügelfuss, die auch ein Profil ergeben, noch mehr über den Scherbenberg selbst aussagen.

Es ist ein grosses Verdienst der spanischen Grabungen, neue Seiten dieses gewaltigen Archivs aufzuschlagen.

Stefanie Martin-Kilcher

Thierry Luginbühl et Annick Schneider, La fouille de Vidy «Chavannes 11» 1989–1990. Trois siècles d'histoire à Lousonna. Le mobilier archéologique sous la direction de Sylvie Berti et Catherine May Castella. Avec des contributions de Anne Geiser et Yves Mühlemann, Elena Corvi, Heidi Amrein, France Terrier. Cahiers d'Archéologie N° 74, Lousonna 9 (Lausanne 1999), 503 Seiten, zahlreiche Abb.

Die folgenden Bemerkungen sind als Anzeige ohne kritische Stellungnahme zu verstehen.

Der Band ist ein Gemeinschaftswerk verschiedener Autoren, die einzelne Sachgruppen unabhängig voneinander bearbeiten, entsprechend dem System, das vor allem im angelsächsischen Raum üblich ist, allerdings im vorliegenden ohne die führende Hand eines übergeordneten Verantwortlichen.

Das Kompendium enthält die Fundvorlage einer Grabung, die 1989/90 im Zentrum des antiken Vicus Lousonna auf 1800 m² durchgeführt worden ist. Der Befund soll in einem eigenen Band später folgen. Die Hinweise zur Fundsituation sind daher äusserst knapp gehalten. Es handelt sich um vier bebauete Parzellen mit Streifenhäusern, je zwei gegenständig entlang der Hauptstrasse. Die Schichtenfolge liess sich in 10 Horizonte gliedern. H 1: Schwellhölzer, Mitte 1. Jh. v. Chr.; H 2: Gebäude in Pfosten/Schwellhölzerkonstruktion entlang eines Weges (40–20 v. Chr.); H 3: Konsolidierung der Strasse, die bis in das 3. Jh. n. Chr. in Funktion bleibt; H 4: endgültige Festlegung der Quartierstruktur (10/20 n. Chr.); später Steinbauten (flavisch) mit verschiedenen Umbauphasen, jedoch keine durchgreifenden Änderungen bis um die Mitte des 3. Jh. n. Chr. Zeugnisse aus der Spätantike fehlen gänzlich. Das Material ist weitgehend verlagert worden; in den drei untersten Schichten sind es Einfüllungen in Gräben und Pfostenlöcher, in den späteren Straten Aufschüttungen, mit denen Altmaterial eingebracht wurde; so erscheint italische Sigillata z. B. noch in antoninischem Verband.

Die Fundmengen sind beträchtlich: ca. 100 000 Fragmente Keramik, 263 Münzen, 120 Fibeln, 141 Lampen, 635 Glasfragmente von 365 Gefässen. Der Schwerpunkt der Publikation liegt bei der Keramik, die breit erörtert wird (Th. Luginbühl und A. Schneider). Das Faszikel wird in Import-Keramik (5 Gattungen) und Keramik aus der Region (10 Gattungen) aufgeteilt, eingeleitet durch einen Abschnitt mit Definitionen. Die Klassierung, annähernd 400 Typen, erfolgt in einem numerischen System, dem ein Buchstaben-Code vorangestellt wird (etwa: PC 2.2.1 = PC céramique commune à pâte claire, 2 écuelle, 1 à panse tron-

conique). Die statistische Übersicht wird in Diagrammen nach %-Anteilen pro Horizont vorgelegt (S. 16 für Haus A nach Gattungen, in den folgenden Kapiteln zu den verschiedenen Gattungen jeweils für alle vier Sektoren), die absoluten Zahlen finden sich S. 218ff. Abbildungen mit den Hauptformen einer jeweiligen Gattung ergänzen die Vorlage. Die Stempelliste enthält (S. 162–172): italische TS 48 Ex., gallische TS 66 Ex., unbest. TS 5 Ex., TS-Imitationen 20 Ex., Amphoren 13 Ex., Reibschüsseln 7 Ex. Ein Katalog der Keramik, mehrheitlich aus Haus A, ist auf S. 176ff angefügt.

Absolute Zeitansätze stehen nicht zur Verfügung; die A. benutzen unter Hinweis auf die Quellen die bestehenden Chronologien zu den verschiedenen Gattungen; diese übernommenen Datierungen werden nicht diskutiert. Da die Straten mit Altmaterial durchsetzt sind, sind interne Überprüfungen der Abfolgen kaum möglich.

Nach Aussage der A. liegt der Hauptgewinn der Arbeit in den neuen Einsichten zur Frühzeit des Vicus. Die ersten Sigillataformen entsprechen dem frühaugusteischen Importgut im Norden des römischen Reiches. Dank dem Bezug zur Chronologie von Nyon, die ihrerseits von den Forschungen in Lyon abhängt, haben sich die frühen Daten im Genferseegebiet rasch eingebürgert. Unverständlich bleibt, warum die A. vom Terminus 15 v. Chr. für die «annexion» (oder «intégration», S. 155) «du territoire helvète par Rome» (S. 154 mit Hinweis auf R. Fellmann, *La Suisse gallo-romaine* 1992, S. 19–22) ausgehen. Ihre Resultate zur Frühzeit decken sich mit dem, was für Vidy dank der Arretina-Forschung im Prinzip schon lange bekannt ist (bereits E. Ettliger, *Limesstudien* 1959, 45–48), aber erst in jüngerer Zeit mit den historisch überlieferten Daten zur Deckung gebracht werden konnten.

Im gesamten dokumentiert die Fundvorlage von «Chavannes 11» den «aktuellen Kenntnisstand zur materiellen Kultur des vicus» (S. 473). Sie bestätigt die bestehenden Vorstellungen zur materiellen Hinterlassenschaft dieses Händlerzentrums und Umschlagsplatzes am Genfersee: frühe Kontakte zur Mittelmeerkultur, rasche Romanisation, Einbindung in einen Kulturkreis, der die Westschweiz zwischen Genfersee, Jura und Aare umfasst und dem die intensive Verbindung von einheimischem Substrat und italischer Akkulturation eigen ist.

Katrin Roth-Rubi

Raymond Brulet, Robin P. Symonds, Fabienne Vilvorder (Hrsg.), Céramiques engobées et métallescentes gallo-romaines. Actes du colloque organisé à Louvain-la-Neuve le 18 mars 1995 (Recherches du Programme «Pôle d'Attraction Interuniversitaires» mis en œuvre par les Services fédéraux des affaires scientifiques, techniques et culturelles de Belgique [SSTC, PAI no 28]. Rei cretariae fautorum acta supplementum 8, Oxford 1999, 410 Seiten, zahlreiche Abbildungen. ISBN 0-9536654-0-2.

Seit wenigen Wochen ist auf dem Markt, was vor fünf Jahren anlässlich eines Kolloquiums erarbeitet worden ist. Die Verzögerung der Edition erwuchs aus unglücklichen Umständen im ursprünglich vorgesehenen Publikationsprogramm; dank einer Zusammenarbeit mit den «Fautores» können die Acta nun aber doch innerhalb nützlicher Frist der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Das Kolloquium hatte zum Ziel, die Gattung der römischen Keramik mit einem dichtenden Überzug, die im deutschen Sprachraum mehrheitlich unter dem Begriff der Glanztonware läuft, in ihren oszillierenden Erscheinungsformen einzugrenzen, zu klassieren und zeitlich einzuordnen; dahinter steht die Erfahrung, dass bezüglich Definition und Nomenklatur fatale Unklarheiten in diesem Zweig des Tafelgeschirrs herrschen. Sie sind ei-

nerseits durch das Material selber bedingt, das während seiner Laufzeit das Erscheinungsbild ändert und unvergleichlich viel weniger standardisiert ist als etwa die Terra Sigillata, sowohl formal als auch in der Oberflächenbehandlung. Andererseits führte der unterschiedliche Forschungsstand in den verschiedenen Arbeits- und Sprachgebieten zu Begriffsverwirrungen, die nicht leicht zu entflechten sind. Dieser Klärung widmet sich die anzuzeigende Schrift in verdienstvoller Weise.

Die zehn Beiträge sind in die übergeordneten Kapitel Produktion, Archäometrie, Absatzgebiete und Chronologie gegliedert; Einleitung und Zusammenschau flankieren sie, die Diskussionsprotokolle sind den Kapiteln zugeordnet. Das Gebiet, das in den Aufsätzen angesprochen wird, reicht von Lezoux über Ostfrankreich bis in das Rheinland (betreffend Produktionsstätten), nach Nordfrankreich und in das Schweizer Mittelland (Fragen der Verbreitung); an ausgewählten Punkten in der Germania Inferior und in Gallien (besonders Lyon) werden die chronologischen Probleme exemplarisch erläutert.

Ph. Bet und D. Gras behandeln die «parois fines et céramique métallescente» von Lezoux; sie heben hervor, dass beide Warengruppen im Gesamtbestand der rutenischen Sigillatametropole marginal sind – nach Erfahrung mit Schweizer Fundplätzen muss aber doch zeitweise ein überregionaler Handel bestanden haben.

Die Werkstätten im Burgund, in der Franche-Comté, in Ostfrankreich und im Rheingebiet (einschliesslich der Wetterau) werden in einem einheitlichen Katalogschema von M. Joly und F. Vilvorder aufgelistet, mit Formeninventar und Bibliographie. Die konzise Form ist vorbildlich und sollte für weitere Gebiete benutzt werden! Da so wichtige Zentren wie Jaulges-Villiers-Vineux, Gueugnon, Avocourt, Köln oder Trier, um nur einige der insgesamt 41 angesprochenen Ateliers aufzuzählen, in diesem Katalog erfasst sind, erhalten die zwei Beiträge einen handbuchartigen Stellenwert für diesen Produktionszweig in den erfassten Gegenden.

Grundlegend ist auch die Vorlage und Diskussion zu mineralogischen und geochemischen Analysen von Glanztonkeramik von A. Bocquet (Zusammenfassung einer Diss. Universität Louvain-la-Neuve). Proben aus den Produktionsstätten von Köln, Trier, aus den Argonnen und von Lezoux dienten dazu, Referenzgruppen zu bilden, um in einem weiteren Schritt Herkunftsbestimmungen zu ermöglichen und damit Absatzgebiete abzustechen.

«Consumption et diffusion» sind denn auch in einem weiteren Kapitel das Thema, dem sich R.P. Symonds, J.-F. Geoffroy und C. Schucany für Nordgallien, Bavaï und das Schweizer Mittelland widmen. In ausgewählten Keramikinventaren wird die Glanztonkeramik auf ihre Herkunft hin überprüft (nach archäologischen Kriterien), in Relation zur einheimischen Produktion und damit in den Kreis des Benutzers gestellt. Für das Schweizer Mittelland hebt C. Schucany die Dominanz der einheimischen Produktion hervor, die in der späteren mittleren Kaiserzeit zunehmend an Bedeutung gewinnt; die Importe beschränken sich auf wenige Stücke, meist aus dem Rheinland (etwa Trierer Spruchbecher).

In den drei Beiträgen zur Chronologie (X. Deru, A. Desbat/C. Godard, Cl. Massart) wird immer wieder auf die Schwierigkeiten hingewiesen, eine präzisere zeitliche Gliederung abzusichern. Grundsätzlich ist zu bedenken, dass die hauptsächliche Produktion der Glanztonkeramik in einem Zeitabschnitt liegt, in dem die formale Entwicklung bereits viel langsamer abläuft als am Beginn der römischen Kaiserzeit. Damit sind einer Feinchronologie Grenzen gesetzt, die auch mit scharfsinniger archäologischer Argumentation nicht zu überbrücken sind. Der eingeschlagene Weg, mit geschlossenen Ensembles (z. B. Grab-

inventaren) zu arbeiten, ist sicher der beste Weg, die vorhandenen Möglichkeiten auszuschöpfen.

Es ist das Verdienst der Kolloquiumsveranstalter, wenn der Band, zusammengesetzt aus Einzelbeiträgen verschiedener Herkunft, ein inhaltlich einheitliches Gepräge erhalten hat. Der Zugang zu der nicht einfachen Materie wird damit erleichtert.

Katrin Roth-Rubi

Noël Coxe, *La préhistoire en parole et en acte. Méthodes et enjeux de la pratique archéologique, 1830–1950*. L'Harmattan. Paris 1997. 352 p., 30 fig., 18 tableaux, index.

Depuis quelques années, on observe en France le développement considérable des recherches sur l'histoire de l'archéologie. D'origines très diverses et poursuivant des objectifs variés, ces recherches ont su profiter de l'éclatement récent de la pratique historiographique pour opérer un renouvellement des angles d'analyse. A la classique histoire des idées sont ainsi venues s'ajouter des approches qui relèvent entre autres de l'histoire sociale des sciences, de la sociologie de la connaissance scientifique, ou encore de l'anthropologie structurale. Et leurs auteurs, qu'ils soient préhistoriens ou non, ont pu tirer parti d'une intensification des études sur l'histoire des sciences humaines en général. Contrairement aux anciennes histoires disciplinaires, qui reconstruisaient dans le passé l'unité factice d'un objet d'étude préhistorique, ces travaux tiennent donc compte des rapports complexes et souvent ambigus que l'étude sur les débuts de l'humanité a entretenus avec d'autres champs disciplinaires, aujourd'hui strictement délimités et très éloignés, ainsi qu'avec des domaines de savoir désormais disparus ou discrédités.

L'ouvrage de Noël Coxe, qui privilégie une lecture épistémologique de la pratique de l'archéologie préhistorique, des premières interrogations sur le passé obscur de l'humanité jusqu'à la naissance, au milieu du XX^e siècle, des grandes écoles de Bordes et de Leroi-Gourhan, participe pleinement à cet enrichissement des approches. On notera que même si cet ouvrage est centré sur l'histoire des recherches en France, il prend également en considération les travaux des archéologues étrangers, à travers, du moins, l'écho que ces travaux rencontraient alors en France. Cette échelle d'analyse se justifie d'autant plus que dès les années 1860, l'étude de la préhistoire pouvait s'appuyer sur une structuration internationale efficiente. D'autre part, contrairement à la quasi-totalité des études récentes en histoire de la préhistoire, qui se limitent à la question de l'«homme fossile» et aux recherches paléolithiques, l'ouvrage de Noël Coxe traite largement du volet protohistorique, et s'attarde particulièrement sur la problématique lacustre, envisagée avant tout dans le cadre des recherches néolithiques.

De manière générale, si Noël Coxe tient compte des aspects proprement historiques de la pratique scientifique, son étude se concentre cependant sur l'analyse du discours archéologique. Il envisage donc toujours la logique interne des constructions théoriques, en accordant une large place aux textes originaux, et en particulier aux débats contradictoires qui opposaient les auteurs de l'époque. Cette approche le conduit à une analyse particulièrement novatrice de certaines problématiques, parmi lesquelles on relèvera en particulier: la question de l'homme primordial dans les savoirs anciens (littéraire, philosophique, mythologique et «folklorique»); la place des antiquaires et des Celtomanes dans la construction d'un objet d'étude préhistorique; l'«égarement méthodologique» des recherches néolithiques dans le dernier tiers du XIX^e siècle, à l'origine du célèbre «hiatus»; la refonte méthodologique des études préhistoriques du début du XX^e siècle, avec ses répercussions sur les techniques de fouille.

L'étude de Noël Coye s'organise autour de trois niveaux d'analyse: 1.– l'acquisition et la perception du document archéologique; 2.– l'intégration de ces documents dans des schémas explicatifs; 3.– le stade de la théorisation, ou l'insertion des bases objectives de la connaissance dans les cadres de pensée.

En fait, on voit qu'on ne peut opposer une phase d'observation, objective, à une phase plus conjecturale de théorisation. Pour reprendre les termes de l'auteur (p. 288), l'ensemble du discours apparaît comme une construction théorique dont la validité dépend en réalité de sa cohérence interne et de son adéquation à un système de pensée. Un «fait archéologique» n'est donc avant tout qu'une idée: «à la base des constructions théoriques des préhistoriens se place non pas le document archéologique mais la signification qui lui est accordée et qui peut seule le rendre visible et intelligible.» Cette conclusion pourrait paraître banale; elle est pourtant démontrée ici avec un soin et une rigueur implacables. Et surtout, Noël Coye, après avoir défini trois grandes significations (fonctionnelle, ethnique et chronologique) conférées, au cours de l'histoire de la recherche, au document archéologique, établit que si chacune de ces significations amorce l'élaboration d'un schéma explicatif, elle ne peut en fixer les limites ou en définir strictement le contenu. Ainsi, par exemple, la signification ethnique accordée au phénomène mégalithique n'enferme-t-elle pas nécessairement ce programme de recherche dans les limites du diffusionnisme; de même, la lecture chronologique du document archéologique ne mène pas toujours ses partisans au paradigme évolutionniste.

En fin de compte, l'auteur peut donc rejeter avec fermeté une idée reçue solidement ancrée dans la tradition historiographique, selon laquelle les études protohistoriques, tributaires des sciences humaines et historiques, seraient conditionnées à une approche ethnique et fonctionnelle des documents archéologiques, alors que les études préhistoriques (paléolithiques) auraient été, pour leur part, strictement confinées à une approche chronologique, du fait de leur ascendance prétendument naturaliste.

Des significations distinctes attribuées au document archéologique, exclusives en apparence à un moment de l'histoire de la recherche, peuvent en effet se voir réconciliées postérieurement; elles peuvent même être à l'origine de programmes de recherche tout à fait similaires. On ne peut par conséquent établir de rapport nécessaire entre l'objet d'étude et l'approche de l'archéologue, pas plus qu'entre cette approche et le modèle explicatif auquel elle aboutit. D'une certaine manière, le constat est rassurant, puisqu'il atteste la liberté intellectuelle de l'archéologue, qui n'est limitée que par les exigences de la logique...

Noël Coye engage enfin, en guise d'épilogue, une réflexion lucide et pénétrante sur la fonction de l'historiographie «tradi-

tionnelle» de l'archéologie. De fait, notre discipline se caractérise par une production inépuisable de textes généralement introductifs, à prétention historique, dont la fonction n'est toutefois que légitimatrice. Les auteurs s'y attachent, par une étude rétrospective sommaire, à retrouver des prédécesseurs à leurs propres travaux, ayant soit étudié les mêmes objets, employé les mêmes méthodes, ou tenu le même discours. Dans une telle perspective, il ne leur est pas difficile de façonner le mirage d'une cumulativité du savoir, pourtant largement invalidée par l'histoire des sciences. Car en faisant fi de l'arrière-plan théorique des travaux des «précurseurs» qu'ils s'inventent, ces historiens amateurs juxtaposent artificiellement et accommodent à leur guise des éléments démembrés du passé, auxquels ils confèrent ainsi un sens peu conforme à celui qui était le leur à l'origine.

Noël Coye récuse donc l'utilité prétendue de cette historiographie complaisante, qui ne sert qu'à rassurer les archéologues actuels. Celle-ci ne parvient en effet qu'à conforter les erreurs du passé, en donnant l'illusion d'une continuité historique de la pratique disciplinaire et d'une progression régulière des connaissances archéologiques.

Pour être véritablement «utile», ou plutôt efficace, l'histoire de la discipline doit au contraire postuler l'étrangeté de son objet, en déconnexion totale avec les interrogations actuelles de l'archéologie. Elle permet ainsi de déceler la présence, dans l'archéologie moderne, d'éléments périmés hérités du passé. Et surtout, une telle démarche autorise à mettre en évidence certaines failles dans l'édifice théorique sur lequel reposent nos connaissances actuelles.

Bref, pour servir réellement à la profession, le travail de l'historien de l'archéologie doit d'abord se libérer de la servitude que peuvent lui imposer les préoccupations immédiates de ses collègues praticiens. C'est en effet seulement ainsi que ses résultats pourront constituer des éléments de réponse originaux, propres à être intégrés de manière constructive dans les débats théoriques de l'archéologie contemporaine.

Résumées brièvement, les thèses de l'auteur peuvent paraître d'un abord difficile; elles sont cependant toujours démontrées à partir d'exemples concrets. Cet ouvrage offre donc un accès privilégié à une réflexion épistémologique stimulante sur le discours de l'archéologue, et constitue en quelque sorte un détour historique fructueux, préalable à tout raisonnement sur l'objet et le fonctionnement de notre discipline.

Dès lors, au-delà du cercle encore étroit des archéologues qui s'intéressent à l'histoire de leur discipline, il devrait retenir l'attention de tous ceux que préoccupent les débats théoriques en archéologie.

Marc-Antoine Kaeser